

MIT GEBETSTEPPICH IM NEWSROOM

Redakteure, die unter dem Schreibtisch schlafen. Journalisten, die vier Wochen nichts essen und trinken. Zumindest tagsüber. *journalist*-Autor Alexander Nortrup hat während des Ramadans bei einer Tageszeitung in Dakar gearbeitet. Eine Geschichte über Textestiege, Archivbilder und Reporter, denen häufig nichts anderes übrig bleibt, als sich bestechen zu lassen.



Bilder (2) – Alexander Nortrup

Meine Reise nach Afrika beginnt mit einer Currywurst am Potsdamer Platz. Es ist ein sonniger Apriltag, als ich dort mitten im Zentrum von Berlin den Journalisten Chérif Faye treffe. Chérif Faye leitet das Kulturressort von *Sud Quotidien*, einer Tageszeitung im Senegal, und nimmt gerade für drei Monate an einem Trainingsprogramm für Journalisten teil, veranstaltet vom Entwicklungshilfeministerium. Eigentlich wollte ich ihn in ein Restaurant einladen, aber Chérif Faye lotste mich zur Frittenbude. Also essen wir Wurst (ich) und Pommes (er).

Eine Hospitanz bei seiner Zeitung sei kein Problem, meint der Senegalese. Er würde ein gutes Wort für mich einlegen und mich dann betreuen. Ich dürfe aber auf keinen Fall im Hotel übernachten, sagt er. Das sei viel zu teuer und total steril. Er lädt mich stattdessen ein, bei seiner Familie zu wohnen. Ich will afrikanischen Zeitungsalltag kennenlernen. Was kann mir da Besseres passieren, als bei einem Journalisten zu wohnen?

Als Chérif mich Ende Juli vom Flughafen Dakar abholt, ist Wurstessen kein Thema mehr, zumindest nicht vor Sonnenuntergang. Der Ramadan verpflichtet alle gesunden Gläubigen, tagsüber weder zu essen noch zu trinken. Senegals Bürger sind zu etwa 95 Prozent Muslime, auch Chérif und seine Familie sind religiös.

Die Luft im Taxi ist stickig, das heruntergekurbelte Fenster macht sie nicht frischer. Das leicht angerostete Gefährt mit dem verbeulten Kotflügel und den muffigen Plüschsitzen ohne Anschnallgurte rauscht vorbei an bunt blinkenden Leuchtreklamen, Hochhäusern und Wellblechhütten, es überholt Pferdegespanne und Geländewagen.

Senegal ist der Musterstaat Westafrikas: demokratische Wahlen, keine Kriege, keine Putsche. Wirtschaftlich läuft es weniger, die Weltbank stuft das Land als unterentwickelt ein. In der Hauptstadt fällt mir vor allem der schlechte Zustand der Straßen auf. Wir sind unterwegs nach Rufisque, wo Chérif wohnt – etwas mehr als eine Stunde Fahrzeit von Dakar entfernt. In Dakar seien die Mieten viel zu hoch, sagt er und erzählt dann, dass er schon seit einigen Wochen nicht mehr bei der Zeitung gewesen sei. In Rufisque, einer Neubausiedlung mit unverputzten, halbfertigen Einfamilienhäusern, empfangen mich alle sehr

40 Grad, nichts zu trinken

Einige Journalisten sind während der Fastenzeit nachmittags so erledigt, dass sie schlafen müssen.

herzlich: Chérifs Familie, die Hausziegen, die Nachbarn, die Kakerlaken in der Dusche.

Sud Communications, der Medienkonzern, bei dessen Tageszeitung ich vier Wochen lang arbeiten werde, ist so etwas wie das journalistische Aushängeschild Senegals. *Sud Quotidien*, 1993 zum ersten Mal erschienen, war die erste unabhängige Tageszeitung, *Sud FM* der erste private Radiosender, seit ein paar Jahren betreibt man eine Journalistenschule. Die Zeitung hat einen legendären Ruf, zu dem der ehemalige Staatspräsident Abdoulaye Wade beigetragen hat. Der ließ einen Reporter ins Gefängnis werfen, weil er sich von dessen Recherchen in seinen Privatgeschäften belästigt fühlte. Nach massiven Protesten wurde der Journalist freigelassen, *Sud* bekam sieben Jahre lang keine staatlichen Anzeigen mehr. Dennoch erschien die Zeitung jeden Tag, die Redakteure arbeiteten ohne Bezahlung weiter. 2011 hob Wade den Boykott schließlich auf.

Die Zeitung wird von der Elite des Landes gelesen, der vergleichsweise nüchterne Stil mit langen Leitartikeln und umfassenden Dossiers zur Lage der Nation trifft nicht den Geschmack der Massen. Mit einer Auflage von 8.000 Exemplaren ist *Sud* defizitär – im kleinen Medienmarkt in Dakar konkurrieren 20 überwiegend boulevardeske Tageszeitungen. Das meistverkaufte Blatt des Landes, *L'Observateur* aus dem Konzern von Tourismusminister und Musiker Youssou N'Dour, bietet täglich Sex & Crime und schafft es damit auf eine Auflage von 100.000 Exemplaren.

Hier braucht es einen Plan B

Chérif führt mich in der Redaktion ein. Er selbst ist gerade dabei, die Arbeit bei der Zeitung zu quittieren. „Das Problem ist das Geld“, sagt er. Nach dem Studium hat er zunächst als freier Mitarbeiter angefangen, dann für einige Jahre als Korrespondent im benachbarten Gambia gearbeitet, schließlich als fester Kulturredakteur. Seitdem er Ressortleiter ist, verdient er 100.000 Francs, umgerechnet knapp 150 Euro. Davon sind allein 60.000 Francs für die Miete seines Hauses fällig, 20.000 für Strom und Wasser. „Damit bleiben gerade einmal 30 Euro pro Monat für mich, meine Frau und zwei Kinder“, sagt er. „Und nun wollen mir meine Chefs auch noch abverlangen, nachträglich die Journalistenschule im Haus zu absolvieren. Das hieße: zwei Jahre Schule ohne Bezahlung.“ Chérif will weg. Er will frei als PR-Berater und Onlinejournalist arbeiten und sich zunächst über einen Internet-Telefonservice für Exil-Senegalesen finanzieren. Fast jeder Senegalese hat einen solchen Plan B.

Die Zeitungssprache ist Französisch – bei mehr als 60 Prozent Analphabeten ist das gedruckte Wort allerdings ein Nischenmarkt. Landessprachen gibt es eher im Rundfunk. Sobald es richtig zur Sache geht, sprechen auch die *Sud*-Redakteure überwiegend Wolof oder Serer. Nach ein paar Tagen des gegenseitigen Beschnuppens unter den knapp 25 Journalisten bekomme ich kleine Aufträge. Bald landet auch mein erster Text im Blatt: ein Interview mit dem Stürmer Mame Biram Diouf, der bei meinem Lieblingsverein Hannover 96 unter Vertrag steht. Eine Senegalese in Europa? Im Eldorado des Fußballs? Diouf muss etwas zu sagen haben, meinen die Sportredakteure – zum Beispiel zu Senegals Fußball-Nationalmannschaft, die gerade in einer Krise steckt.

Alle leiden, keiner klagt

In der Redaktion stehen vor allem in die Jahre gekommene Computer. Wenn nicht gerade Stromausfall ist, machen sich zwei Produktionsredakteure an die Texte. Sie gestalten Seiten, suchen nach Fotos für internationale Themen. Die finden Sie über *Google*. Für Fotorechte interessiert sich hier keiner. Ein Hausfotograf fährt in Dakar mit zu Ortsterminen. Von den meisten Ereignissen auf dem Land, etwa Unfälle oder Gerichtsurteile, gibt es keine Fotos – hier muss das Archiv herhalten.

In meiner zweiten Woche gerät ein eingeschlafener Lastwagenfahrer auf der Landstraße nach Mauretanien auf die Gegenfahrbahn und reißt neun Menschen mit in den Tod. Es ist der Aufmacher auf der Eins: Ein großes Bild zeigt Autowracks und Blutlachen. Es scheint niemanden in der Redaktion zu stören, dass das Bild ein Jahr alt ist und einen ganz anderen Unfall zeigt. Der Layouter erklärt mir, Fotos vom tatsächlichen Geschehen seien erst zwei Tage später da. Das alte Foto ist das eine, das andere: der Rettungswagen, der 250 Kilometer entfernt stationiert war und Stunden bis zum Unfallort brauchte.

Im Newsroom, auf dem Flur – überall breiten Journalisten, die kurz davor noch einen Text redigiert haben, regelmäßig ihren Gebetsteppich aus. Die Präsenz der Religion im Arbeitsalltag ist für mich eine ungewohnte Erfahrung. Dass ich Christ bin, wird von allen akzeptiert. „Christen fasten doch auch?“, fragt mich der Wirtschafts-Ressortleiter allerdings mit strengem Blick. „Du müsstest eigentlich Erfahrung damit haben.“ Als ich ihm erkläre, dass man das bei uns nicht so wörtlich nehme und ich selbst es nicht so mit Disziplin habe, blickt er mich ratlos an.

Die Zeitung druckt täglich eine Glosse mit Tipps, wie man den Ramadan übersteht. Zu Recht, denn es zehrt an den Kräften, von fünf Uhr morgens bis acht Uhr abends nichts zu essen und zu trinken – bei Temperaturen von bis zu 40 Grad. Einige Journalisten sind nachmittags so erledigt, dass sie mit dem Kopf auf dem Schreibtisch liegen – und schlafen. Manche liegen sogar unter den Tischen. Der Fahrer des Redaktionstaxis nickt in seinem Sessel in der Sportredaktion regelmäßig ein, während er murmelnd den Koran aus einem kleinen Büchlein rezitiert. Alle leiden, keiner klagt. Ich gehe zum Essen in ein Restaurant um die Ecke. Ich bin der einzige Gast.

Im Redaktionsraum, in dem sonst Themen geplant und Texte diskutiert werden, trifft sich jeden Abend um kurz vor acht Uhr das ganze Team. Gemeinsam wird das Fasten gebrochen, mit einer Tasse stark gesüßtem Tee, einem belegten Brötchen, Saft und aus Saudi-Arabien importierten Datteln. Die Frauen sorgen für die Verkostung der Männer, die Praktikantinnen decken liebevoll den Tisch. Es wird gescherzt, gelacht, die Lebensgeister erwachen. Dann erst geht es los mit dem Zeitungsmachen.

Was das Handwerk betrifft, arbeiten die Journalisten in Westafrika sehr ähnlich wie deutsche Redaktionen. Nur Einstiege mit kleinen Details mögen sie nicht. In einem Porträt über einen jungen Künstler beschreibe ich anfangs eine seiner Skulpturen. Alles weggestrichen. „Das Wichtigste zuerst, dann alles weitere“, erklärt mir der Ressortleiter. Dass man den Leser beim Textestieg überraschen will, ihn neugierig machen möchte, befremdet ihn. „So machen wir das nicht“, sagt er. Basta.

Wenn Journalisten wenig Geld verdienen, ist Korruption ein Thema. Ich hatte vor meiner Reise nach Senegal von Schmiergeld bei Pressekonferenzen und Rechercheterminen gelesen. Als ich *Sud*-Wirtschafts-Ressortleiter Malick Ndaw darauf anspreche, reagiert er ziemlich giftig: „Das ist wieder typisch für den westlichen Blick auf Afrika. Wer solches Geld akzeptiert, muss deshalb noch lange nicht korrupt sein.“ Man könne trotzdem die eigene Unabhängigkeit wahren, sagt Malick.

Die Sache mit den Briefumschlägen

Fakt ist: Bei Pressekonferenzen gibt es ein „Budget de Communication“: Journalisten erhalten gegen Unterschrift umgerechnet 10 oder 20 Euro. Viele nehmen das Geld gern. „Wie sollen die denn sonst leben?“, fragt Chérif Faye. „Einige bekommen nur ein Grundgehalt von 100 Euro monatlich,



„Der Ramadan stellt alle Fastenden auf eine Probe. Auch ich leide – und zwar unter dem Fernsehprogramm. Im Newsroom, einem schlichten Zimmer mit fünf Arbeitsplätzen und klapprigen Stühlen.“

ganz zu schweigen von jahrelang unbezahlten Praktikantenstellen. Wie soll man da immun sein gegen solche Angebote?“ Chérif behauptet, auch Chefredakteure seien schon mal bei großen Unternehmen zu Besuch und bekämen dort dicke Briefumschläge zugesteckt. Die enthielten dann umgerechnet 1.000 Euro und mehr.

Der Ramadan stellt alle Fastenden auf eine Probe. Auch ich leide – und zwar unter dem Fernsehprogramm. Im Newsroom, einem schlichten Zimmer mit fünf Arbeitsplätzen und klapprigen Stühlen – teilweise aufeinander gestapelt, damit man stabiler sitzt –, läuft den ganzen Tag über der Fernseher. Falls nicht gerade die Sportredakteure die Hoheit über die Fernbedienung haben, nimmt die religiöse Beschallung ihren Lauf. Islam auf allen Kanälen. Entweder Musiksendungen, in denen Kinder den Koran vorsingen. Oder Diskussionsrunden über das richtige Verhalten im Fastenmonat. Hier dürfen Frauen immerhin moderieren. Am häufigsten läuft allerdings die Variante „Geistlicher Führer erklärt Ramadan“ – ein endloser Monolog eines Mannes mit hypnotisierendem Blick, der hinter einem Schreibtisch sitzt, unterbrochen von Werbepausen.

Wenn das Ende naht

Das Ende des Ramadans ist eine Angelegenheit für sich. Dem Koran nach muss ein vertrauenswürdiger Mensch nach 29 Tagen Fastenzeit irgendwo im Land die Mondsichel erblicken, ohne Wolken davor. Dann meldet er – eine Frau kann es nicht sein, die wäre nicht vertrauenswürdig – dies seinem lokalen Geistlichen, dem Marabou. Dieser prüft die Nachricht und gibt sie an eine nationale Kommission weiter, die das Ende des Ramadans verkündet und damit den zweithöchsten muslimischen Feiertag, das Zuckerfest ausruft. So weit die Theorie.

Die Praxis im Jahr 2012 sieht so aus: Samstag ist der 29. Tag des Ramadans, der Mond könnte also erblickt werden. Leider ist der Himmel im ganzen Land bewölkt. Von Samstagmorgen an laufen in Radio und Fernsehen Prognosen und Experteninterviews zum Ende der Fastenzeit. Aber die Sache hat einen Haken. Nicht eine, sondern gleich drei konkurrierende Kommissionen wollen die Mondfrage klären. Das führt zu einem großen Durcheinander, am Ende gibt es an drei Tagen nacheinander Mondalarm. Und so feiern Muslime quer durch das Land zu unterschiedlichen Zeiten. Samstag, Sonntag und Montag werden so zu nationalen Feiertagen. Und alles steht still.

Für *Sud Quotidien* bedeutet das mehrere Tage Notbesetzung. Viele Redakteure sind zu ihren Familien aufs Land gefahren. Es gibt kaum Textangebote – also schlage ich vor, über das Fest aus der Sicht eines Deutschen zu schreiben. Ein kurzer, persönlicher Text. Auf dem Foto stehe ich in einem traditionellen langen Hemd, das meine Gastfamilie mir geschenkt hat, vor der Moschee in Rufisque. Der einzige Weiße unter Hunderten Schwarzen. Als ich am nächsten Morgen in die Redaktion komme, kennt selbst der Pförtner meinen Namen. Ich schenke ihm zum Abschied mein Deutschland-Trikot. Er ist wahrscheinlich der größte Fan unserer Nationalelf, den es jenseits des Mittelmeers gibt.

Alexander Nortrup (31) ist Chef vom Dienst in der Pressestelle der Industriegewerkschaft Bergbau, Chemie, Energie. Er hat bei der Hannoverschen Allgemeinen volontiert. Die Reise nach Dakar ermöglichte ihm das Medienstipendium der Sir-Hugh-Carleton-Greene-Stiftung. ■